Zwei Worte und ein Barsoy

SKIZZE VON CARL CONRAD

Dirk van Vechten war ein Mann von fünfundfünfzig mit Neigung, dick zu werden, aber gerade noch so, daß man es „stattlich" nennen konnte, wenn man wollte. Sein männliches Gesicht hatte den Faltenwurf eines abgefeimten Kaufmanns und die Augen eines kleinen, nicht allzu hochherzogenen, jedoch mit Phantasie begabten Jungen. Ich war befreundet mit ihm. Er hatte einen sehr liebenswürdigen, hochbeinigen, schlanken Barsoy — das heißt, eigentlich und genau genommen hatte er ihn nur gekauft, um seiner Sekretärin eine Freude zu machen; aber dann fand er ihn selbst bezaubernd und unersetzlich.

Ich ging durch den Garten. Da die Haustür angelehnt war, trat ich ein. Alle Türen standen auf, in allen Zimmern Sonne und ein leichter, warmer, sachte schwebender Wind. Van Vechten war nicht zu finden, auch nicht in seinem Arbeitszimmer. Roberta Thun, die Sekretärin, kam mit einem Koffer sehr langsam durch den Korridor. Sie setzte den Koffer hin, als sie mich sah.

Sie erschien mir schöner als je: die schmale Geradheit der Nase, die weichen Lippen, das feste, angenehm gerundete Kinn, — trotzdem schien über alledem ein Hauch von Vergehen und Kälte zu liegen, eine frühe Vorahnung, eine gleichsam nur geträumte Erfahrung.

„Wollen Sie verreisen?" — „Ja."

„Mit Herrn van Vechten?" — „Nein. Er hat mir gekündigt."

Ich erschrak, äußerte die Vermutung, es sei ein Scherz. Aber nein, in der Tat, er hatte ihr gekündigt.

„Er fühlt sich minderwertig, weil er über fünfzig ist," sagte sie mit einer so hochgeschraubten Stimme, daß es mich nervös machte. „Ja, und das ist alles. Jetzt glaubt er natürlich nicht, daß die ganze Sache anders war und nichts mit dem zu tun hat, daß er über fünfzig ist. Ich möchte aber nicht gehen und ihn in diesem Irrtum lassen. Es muß so demütigend sein für ihn."

Nun, ich sah, daß jemand den Hund zurückbrachte, und Roberta nahm ihn in Empfang.

„Fräulein Roberta, was soll denn das heißen? Ich verstehe Sie nicht."

„Ach, es ist jetzt nicht mehr nötig, Theater zu spielen. Sie haben immer alles gewußt und immer so getan, als ob Sie nichts wüßten, und ich bin mir nicht einmal darüber klar, ob das eine Schmeichelei oder eine Beleidigung für mich war." Sie drehte sich um, nahm den Koffer, sah mich über die Schulter hinweg lächelnd an. „Also dann", sagte sie, „auf Wiedersehen!"

Ich ging durch den Korridor zurück und hinaus in den Garten. Van Vechten saß im Liegestuhl. Er beobachtete mich, wie ich über den Kiesweg herankam. Er sah sehr müde aus, und der Druck seiner Hand war matt. In seinen Augen fehlte etwas, sie waren wie ausgehöhlt. „Gut, daß du da bist," sagte er, „mir geht's schlecht. Man wird alt."

„Warum so plötzlich?" Auch seine Stimme klang monoton und müde.

„Erzähle ich dir gleich," sagte er, „aber erst mußt du mir sagen. Wie war's unterwegs?" Während er zuhörte, streichelte er den Barsoy, der neben ihm stand und sich wenig anlehnte. Zuletzt begann er zu erzählen.

„Ja, so ein Barsoy," sagte er, „eigentlich hätten ja beiden kleinen Worte genügt, aber Hunde leben nun einmal näher an der Erde, bei ihnen geht es um irdische Sachen. Ich saß hier unter dem offenen Fenster und mußte telephonieren. Damit fing es an.

Sie sprach mit einem Geschäftsfreund, einem Direktor. Rein dienstliche Dinge, ja. Sie wußte wohl nicht, daß ich hier saß. Aber sie war vorsichtig. Vielleicht war es auch das hatte ich für das Wahrscheinlichste, dieser am anderen Ende der Leitung zunächst nicht allein in einem Zimmer. Sie redeten sich mit „Sie" an. Zum Schluß sagte Roberta: „Also dann —" Und nun, beachte bitte, stockte sie ein bißchen, und dann kam dieses nur so ein halbes, kurzes Anstoßen, verlegen und zärtlich und was man will, und darauf sagte sie mit plötzlich verdammt dunkel gewordenen Stimme: „Auf Wiedersehen!"

Ich saß hier und hörte mir das an, es war gegen Abend und die Mücken tanzten wie verrückt um meinen Kopf herum. Dieser Direktor war mehrere Jahre in Südamerika, und da hat er anscheinend für alle Zeiten sein Herz verloren. Er schwimmt und reitet, er hat kein Herz mehr, keine Nieren. Seine Villa liegt etwa eine Viertelstunde von hier. Sie ist nicht leicht zu finden. Hingegen führen eine Menge einfacher, gerader Wege nach allen Richtungen. Aber mein kluger Barsoy hier hat sie eines Tages doch gefunden."

Van Vechten schwieg. Nach einer Weile fuhr er fort: „Verschwiegen machte es ihm gar keine besondere Mühe. Roberta hatte ihn niemals mitgenommen zu F., und auch sonst hatte, geschäftlich wenigstens, niemals etwas bei ihr zu tun. Sie ging viel mit dem Hund spazieren. An jenem Abend blieb sie zu Hause, aber der Hund war weg. Sie machte sich nichts daraus an, da er an Spaziergänge gewöhnt war, machte er einen für sich. Eine Stunde später klingelte es. Nun, ich sah, daß jemand den Hund zurückbrachte an einer provisorischen Leine, und Roberta nahm ihn in Empfang. Das Licht über dem Eingang brannte und war hell genug, um erkennen zu lassen, wer es war, der den Hund gebracht hatte. Nämlich der Diener dieses Herrn F. Also dann — ja. Das Weitere war einfach —!"

Er sah auf die Uhr. „In zehn Minuten werde ich wieder allein sein. Das ist alles. Sie war vier Jahre bei mir. Natürlich wußte ich, eines Tages würde es so kommen; aber ich hatte mehr von diesem Augenblick erwartet. Er schleicht so dahin. Vielleicht bin ich einfach müde. Eigentlich ist es ja viel mehr als nur ein Abschied von einem Mädchen. Nun, ich nehme mir ein älteres Fräulein fürs Büro — natürlich wohnt sie nicht bei mir, sie kommt und geht, und dann bin ich eben wieder allein mit meinem Hundevieh." Er strich sich übers Gesicht. Er sah an mir vorbei. Die Dämmerung hatte begonnen.

„Und mit meiner Erinnerung," sagte van Vechten. Seine Stimme klang heiser. Er hustete.

„Siehst du," sagte er, „kaum ist die Sonne weg, und schon wird es kühl."

„Ja — doch — ein bißchen vielleicht." Ein Wagen hielt unter den Bogenlampen am Gartentor, der Chauffeur ging ins Haus und kam mit Koffern zurück, und dann kam Roberta Thun auf dem Kiesweg heran in einem hellen Regenmantel, das Gesicht dunkel von Sonne unter dem hellen Hut. „Roberta," sagte van Vechten und richtete sich auf. Ich beobachtete ihn, seine Hände umklammerten die Lehnen des Liegestuhles, daß die Knöchel weiß hervortraten.

„Auf Wiedersehen, Dirk," sagte sie und legte ihre Hand auf seinen Arm. Sie sahen sich an.

Ich stand auf, ich wäre am liebsten gegangen, aber van Vechten ließ es nicht zu. „Du bleibst auf jeden Fall," sagte er, „ich möchte heute abend nicht allein sein."

„Dirk," sagte Roberta leise, „ich schwöre dir, der einzige Fehler den er hat ist, daß er zu jung ist."

„Immerhin nur zehn Jahre älter als du," sagte van Vechten. „Wenn du selbst glaubst, was du gesagt hast, ist es eine Illusion, die du bald verlieren wirst. Sonst war es jedenfalls recht gut gemeint und freundlich von dir. Aber, Roberta, es gibt Dinge in einem, die sich einfach nicht wegleugnen lassen. Und meistens sind gerade sie die natürlichen und also in ihrem vollsten Recht."

Sie nahm ihre Hand von seinem Arm, richtete sich auf. „Ein Wort von dir, und — ich gehe nicht weg."

Van Vechten lehnte sich in den Stuhl zurück. Seine Hände lösten sich von den Lehnen. Er hielt die Augen geschlossen und streichelte den Barsoy.

„Ich hoffe, du wirst eine angenehme Reise haben," sagte er nach einer Weile.

Sie biß sich auf die Lippen. Ihr Gesicht sah plötzlich sehr schmal aus. Ich konnte es nicht mehr sehen. Ich hob den Kopf. Der Himmel war klar, mit flackernden Sternen, blank, fern, gleichmütig. Und dann erschreckte mich eine plötzliche, undurchdringliche Stille, die sich wie eine immer beängstigender werdende Beklemmung niederzusenken schien. Ich weiß nicht, was geschah, ich sah nur noch, wie Roberta Thun sich aufrichtete und van Vechten langsam, mit einer Bewegung, als wolle er sich schlafen legen, weit in den Stuhl zurücksank. Er atmete so tief, als sei es nach langer Zeit das erstemal.

Ich sah ihr nach, wie sie sich auf dem Kiesweg entfernte, groß, schlank, mit festen Schritten ihrer hohen Beine, und dann sah ich noch einmal ihren hellen Hut wie einen letzten Widerschein von Licht über den Mandelbäumen. Da der Abend still war, hörten wir, wie die Tür des Wagens zugeschlagen wurde und der Motor anfing zu laufen. Der Barsoy bellte einmal auf, gedämpft, wie im Traum.

Ich sah nur noch, wie Roberta Thun sich aufrichtete und van Vechten weit in den Stuhl zurücksank.

Zeichnungen (2): Grunwald — M.

„Ruhig!" sagte van Vechten, und dann: „Ich glaube, wir gehen ins Haus, wie? Ich finde, es ist abends immer noch recht kühl." Er streckte seinen Zeigefinger aus und hielt in mir an die Schläfe. Ich zuckte zusammen. Van Vechten lachte. Der Finger war eiskalt.

„Das Herz," sagte van Vechten lachend, als erzählte er einen Witz. „Wenn es so weit ist, muß ich meine Tropfen nehmen. An den Fingern und den Lippen fängt es an. Gar kein Gefühl."

Der Barsoy ging neben uns her, sein schmaler, biegsamer Rücken leuchtete hell in der Dämmerung.

Sein Rezept

Von K. R. Neubert.

Es gibt viele Rezepte für glückliche Ehen: Geduld, Anpassungsfähigkeit und gutes Einkommen zum Beispiel. Aber mit solchen Rezepten ist es wie mit Apothekerpillen: Wenn sie dem einen nützen, brauchen sie dem anderen noch lange nicht zu helfen.

Wer aber erkannt hat, daß es gerade die kleinen Dinge des Alltags sind, die eine Ehe trüben können, hat schon ein gutes Rezept in der Hand. Beherrsche diese Nebensächlichkeiten, denn sie neigen zur Lawinenbildung, wenn unsere schlechte Laune hinzukommt.

Ich verschwand diskret, als seine Frau verlegen lächelnd die kleine Konditorei ihrer Erinnerungen betrat.

Zeichnung: Grunwald — M.

Also auch Kampf der schlechten Laune! Wie entsteht wohl die schlechte Laune? Man hat Aerger im Büro. Man hat etwas falsch gemacht. Oder man findet eine Rechnung zu hoch. Ja, man kann sehr leicht schlechter Laune sein, aber es ist schwer, sie andere nicht fühlen zu lassen.

Mancher hat seine Methode. Von einem Ehepaar hörte ich, bei dem sich die Einrichtung des „Sturmballes" bewährt haben soll. Irgendwo las ich es. Wer schlechte Laune hat, zieht den kleinen „Sturmball", der in der Diele angebracht werden kann. Man weiß sogleich Bescheid: Nimm dich in acht, laß den anderen in Ruhe, bis wieder die Sonne bei ihm durchbricht. Die beste Methode aber ist, sich mit all seiner Wut in die Arbeit zu stürzen. Nachher freut man sich, wieviel man geschafft hat. Aus der schlechten Laune wird gute Laune.

Aus Stimmungen, die wir nun einmal alle haben, werden aber auch oft Verstimmungen. Ungeklärte Mißverständnisse sind Minen, auf die das Eheschifflein auflänft. Aussprache tut not!

Mein Freund X führt eine vorbildliche Ehe. Ich habe ihn oft nach seinem Rezept gefragt. Er lächelte geheimnisvoll und zuckte die Schultern. Neulich traf ich ihn in einer etwas unfreundlichen Gegend, in der er vor Jahren gewohnt hatte. „Was machst du denn hier?" fragte ich erstaunt. „Ich habe mich in einem kleinen Café mit meiner Frau verabredet!" antwortete er.

„Hier? — Gibt es keine schöneren Cafés für euer Zusammensein?"

„Für dieses Zusammensein nicht!" lächelte er. Er bemerkte meine Verwunderung.

„Du hast mich manchmal nach dem Rezept meiner glücklichen Ehe gefragt," fuhr er lächelnd fort. „Nun, ich bin keine alte Köchin, die ihr Kuchen- oder Soßenrezept als Geheimnis mit ins Grab nimmt. Mein Rezept, wenn du es so nennen willst, sollst du hören. Aber komm in jene kleine Konditorei, wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, bis meine Frau kommt!"

Ich folgte ihm gern, da ich auf seine Erklärung begierig war. Wir betraten ein typisches Vorstadtcafé. Es war später Nachmittag und schon ziemlich dunkel im Raum. An einer Wand stand ein Klavier. Es gab auch Nischen mit zersessenen Sofas. Auf eine dieser Nischen steuerte mein Begleiter zu, und er schien glücklich, daß dieser Platz nicht besetzt war. Von irgendwo kam Flüstern. Wir waren also nicht die einzigen Gäste.

Er schwieg eine Weile und schien nachzudenken. Plötzlich spürte ich seine Hand auf meiner Schulter. „Glaubst du, alter Junge, daß es in unserer Ehe keine Verstimmungen gibt, keine Mißverständnisse, die geklärt werden müssen, keine —" Mir entfuhr ein erschrockener Ausruf.

„Nein, nein," beschwichtigte er, „sie werden ja geklärt. Das ist das Entscheidende. Ich meine nur, daß es immer an uns selber liegt. Unser Feind ist die Gewohnheit. Das Erreichte wird uns selbstverständlich. Die einmal errungene Liebe des anderen, die auskömmliche Stellung, das gepflegte Heim. Die Maßstäbe verschieben sich unbemerkt, und man wird oft ungerecht und unzufrieden."

„Und dein Rezept?" fragte ich.

„Ganz einfach!" lachte er. „Wir erinnern uns, wenn es nottun sollte, an unsere Anfänge. Und wo könnten wir das besser als hier in der kleinen Konditorei, in der wir vor Jahren so oft zusammenkamen, ich als möblierter Herr und sie als berufstätiges, alleinstehendes Fräulein? In dieser Nische saßen wir und machten Pläne und küßten uns und waren glücklich. Und wie oft sagten wir: „Wenn wir erst ein eigenes Heim haben werden!" — „Wenn keine Wirtin mehr um zehn Uhr abends an die Tür klopft!" — Wenn — wenn — — ach, wie viele Wenn! Und heute sind eigentlich alle Träume, die wir in dieser Nische träumten, erfüllt. Und wenn wir dennoch ungerecht und unzufrieden zu werden drohen, erinnern wir uns dieser Nische, und manchmal treffen wir uns hier wie damals. Und wenn wir dann nach Hause kommen, erscheint uns die Wohnung noch einmal so schön, und alles, was wir erreicht haben und was uns verbindet, wird uns um so bewußter."

Das Bedienungsfräulein hatte jetzt Licht gemacht; er sah auf seine Uhr und rief wie ein Junge glücklich: „Sie muß gleich kommen, und du mußt jetzt verschwinden, mein Lieber! Entschuldige, aber schon damals liebten wir es nicht, wenn noch jemand an unserem Tisch saß."

Das verstand ich natürlich und verschwand diskret, als seine Frau, verlegen lächelnd wie ein junges Mädchen, die kleine Konditorei ihrer Erinnerungen betrat.